

(Nachdruck verboten.)

10]

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Gsch.

Romaschow schritt in seiner grauen, aufgeklopften Sitewka in seinem kleinen Zimmer hin und her, stieß mit dem Fuße gegen die Bettstelle und mit dem Ellbogen gegen die wackelige, staubige Stagere. Zum erstenmal seit andert-halb Jahren war er, dank eines unglücklichen, zufälligen Umstandes, mit sich selbst allein. Früher waren ihm der Dienst, Dujourpflichten, Kasinoabende, Kartenspiel, Besuche bei der Peterson, Abende bei Nikolajew's im Wege gewesen. Bisweilen, wenn eine müßige Stunde kam, lief Romaschow, von Langeweile und Untätigkeit gequält, gleichsam aus Furcht vor sich selbst schnell in den Klub oder zu Bekannten oder einfach auf die Straße, bis er irgendeinen unverheirateten Kameraden traf — die Sache endete dann stets mit einer Sauferei. Jetzt aber dachte er mit Bestimmtheit, daß ein ganzer Tag der Einsamkeit vor ihm läge, und sonderbare, unbequeme und überflüssige Gedanken kamen ihm in den Kopf.

In der Stadt wurde der Spätgottesdienst eingeläutet. Durch das noch nicht herausgenommene Doppelfenster drangen die zitternden, gleichsam einer aus dem anderen entstehenden Klänge der Betglocke zu Romaschow, die bezaubernd traurig in den Frühling hineinläutete. Dicht vor dem Fenster lag der Garten, in dem massenhaft Vogelfirschen wuchsen, deren weiße, runde und krause Blüten wie eine Herde schneeweißer Schafe, wie eine Mädchenschar in weißen Kleidern erschienen. Zwischen ihnen ragten hier und da die schlanken, geraden Pappeln in die Luft mit Zweigen, die himmelan strebten und alte Kasianien, die ihre mächtigen, kuppelförmigen Wipfel weithin ausbreiteten; die Bäume waren noch kahl und schwarz von nackten Zweigen, begannen aber schon, sich mit dem ersten, wolligen, fröhlichen Grün, kaum merklich für das Auge, leicht zu färben. Es war ein heiterer, klarer, feuchter Morgen. Die Bäume zitterten leise und schaukelten sich langsam. Man fühlte, daß ein kühler Morgenwind schmeichelnd zwischen ihnen dahinsirich und sie scherzend und spielend und die Zweige nach unten biegend küßte.

Aus dem Fenster rechts konnte man durch den Eingang einen Teil der schwarzen, schmutzigen Straße sehen mit einem Stück Zaun diesseits. An diesem Zaune entlang schritten langsam Passanten, die mit den Füßen vorsichtig trockene Stellen aufsuchten. „Die haben noch den ganzen Tag vor sich,“ dachte Romaschow und folgte ihnen mit neidischen Blicken, „deswegen beeilen sie sich auch nicht. Einen ganzen freien Tag!“

Und er verspürte plötzlich den ungeduldrigen, leidenschaftlichen Wunsch, sich sofort anzufleiden und so aus dem Zimmer zu gehen. Dieser Wunsch war so heftig, daß er beinahe geweint hätte. Es zog ihn nicht wie sonst ins Kasino, sondern einfach auf die Straße, in die frische Luft. Er hatte früher gleichsam den Wert der Freiheit nicht gekannt und wunderte sich jetzt darüber, wieviel Glück in der einfachen Möglichkeit lag, zu gehen, wohin man wollte, ohne an die Folgen zu denken. Diese Möglichkeit erschien ihm plötzlich wie ein großer Feiertag im Innern.

Gleichzeitig fiel ihm ein, wie in seiner frühesten Kindheit, noch vor der Schule, die Mutter ihn dadurch bestraft hatte, daß sie ihn mit einem dünnen Faden am Bein ans Bett band und selbst ausging. Und der kleine Romaschow saß gehoriam stundenlang da. Er dachte nicht einen Augenblick daran, den ganzen Tag aus dem Hause zu laufen, wozu er sich aus der zweiten Etage an der Dachrinne herablassen mußte; dagegen entschlüpfte er bei anderer Gelegenheit oft auf diesem Wege, folgte der Militärmusik bis ans andere Ende Moskaus oder lief hinter einem Begräbnis her; er stahl der Mutter Eingemachtes und Zigaretten für ältere Freunde, aber der Faden! — der Faden übte auf ihn eine sonderbare, hypnotisierende Wirkung aus. Er fürchtete sich sogar, ihn straffer anzuziehen, damit er nicht etwa zerisse. Es war das keine Furcht

vor Strafe und sicher keine Gewissenhaftigkeit und Reue, sondern eben Hypnose. Eine Art abergläubischer Furcht vor der machtvollen, unerreichbaren Handlungsweise Erwachsener, eine Art ehrfürchtigen Schreckens eines Wilden vor den Zauberreisen eines Schamanen.

„Und nun sitze ich hier, wie ein Schüler, wie ein Knabe, den man am Bein festgebunden hat,“ dachte Romaschow, durch das Zimmer schlendernd.

„Die Tür ist offen. Ich kann gehen, wohin ich will, tun, was ich will, sprechen, lachen — und sitze dennoch am Faden. Das bin ich, der hier sitzt, ich, ich.“

Die Tür donnerte und Heinan sprang ins Zimmer. Er hüpfte von einem Fuß auf den andern, und bewegte die Schultern wie beim Tanzen. Dabei rief er:

„Herr Leutnant, der Kasinodienner gibt keine Zigaretten mehr. Er sagt, Leutnant Strjabin hat keine Erlaubnis gegeben, dir zu borgen.“

„Ach Teufel!“ entfuhr es Romaschow. „Nun, geh schon, geh . . . Wie kann ich ohne Zigaretten bleiben? . . . Ganz egal, du kannst gehen, Heinan.“

„Woran habe ich doch eben gedacht?“ fragte Romaschow sich selbst, als er wieder allein war. Er hatte den Faden seiner Gedanken verloren und konnte ihn, da er nicht gewohnt war, konsequent zu denken, nicht gleich wiederfinden. „Woran dachte ich doch? An etwas Wichtiges und Notwendiges . . . Halt: Ich muß zurückgehen . . . ich sitze im Arrest . . . auf der Straße gehen Leute . . . als ich klein war, hat meine Mutter mich angebunden . . . mich . . . ja, ja . . . also jetzt weiter.“

„Ich sitze im Zimmer. Dieses ist nicht verschlossen. Ich will herausgehen und wage es nicht. Warum wage ich es nicht? Habe ich ein Verbrechen begangen? Einen Diebstahl? Mord? Nein! Beim Sprechen mit einem andern, mir gleichgültigen Menschen habe ich die Füße nicht zusammengehalten und etwas dabei gesagt. Vielleicht hätte ich die Füße zusammenhalten müssen? Warum? Ist das wirklich von Bedeutung? Ist das wirklich — die Hauptsache im Leben? Da vergehen zwanzig bis dreißig Jahre, eine Sekunde gegenüber der Zeit, die bis zu meiner Existenz versirren ist und nach ihr verstreichen wird. Eine Sekunde! Mein Ich erlischt wie eine Lampe, deren Docht heruntergedreht ist, aber die Lampe wird wieder angezündet und nochmals und abermals; mein Ich aber existiert nicht mehr. Und es existiert weder dies Zimmer mehr, noch der Himmel, noch das Regiment, noch Militär, noch Sterne, noch der Erdball, noch meine Hände und Füße . . . Eben, weil mein Ich nicht mehr da ist . . .“

„Ja, ja . . . das ist so . . . Nun gut . . . wart einmal . . . ich muß allmählich . . . Also weiter . . . Ich bin nicht da. Es war dunkel, jemand hat mein Licht angezündet und es sogleich wieder ausgelöscht, und wieder ist es dunkel, für immer, für alle Ewigkeit . . . Was habe ich in dieser winzig kurzen Spanne Zeit getan? Ich habe die Hände an der Hosennaht gehalten, habe aus Leibeskräften geschrien: „Das Gewehr über,“ habe geschimpft und mich entrüstet wegen eines nicht genügend herangezogenen Kolbens, habe vor hundert Leuten gebebt . . . Warum? Diese Wahngelüste, die mit meinem Ich sterben, haben mich gezwungen, hundert unnötige und unangenehme Dinge zu tun, und haben dafür mein Ich getränkt und erniedrigt; mein Ich! Warum hat sich mein Ich den Wahngelüsten untergeordnet?“

Romaschow setzte sich an den Tisch, stützte die Ellbogen auf und preßte den Kopf zwischen den Händen zusammen. Er verweilte mit Mühe bei diesen für ihn ungewöhnlichen, schnell wieder enteulenden Gedanken.

„Um . . . Hast du denn alles vergessen? Das Vaterland? Die Biegen der Kleinen? Die Gebeme der Väter? Die Altäre? . . . Und die militärische Ehre und Disziplin? Wer wird dein Vaterland verteidigen, wenn ausländische Feinde in dasselbe einbrechen? . . . Ja, ich sterbe doch aber, und dann gibt es kein Vaterland, keine Feinde, keine Ehre mehr! Sie leben nur, solange mein Bewußtsein lebt! Nimm aber Vaterland und Ehre, Uniform und alle großmächtigen Worte fort — mein Ich bleibt unberührt. Folglich ist mein Ich doch wichtiger, als alle diese Pflicht, Ehr- und Liebesbegriffe? Ich diene jetzt . . . Plötzlich aber sagt mein Ich: Ich will nicht! Nein — nicht mein Ich, sondern mehr: Eine ganze

Million von Jäh, die die Armeen bilden, nein — noch mehr — alle Jäh, die den Erdball bevölkern, sagen plötzlich: Ich will nicht! Und sofort wird jeder Krieg undenkbar, und niemals wird jemand mehr „Parademarsch“ und „halb rechts“ machen lassen — einfach, weil kein Bedürfnis dazu vorliegt. Ja ja ja! Das ist richtig, das ist richtig! rief eine triumphierende Stimme in Komatschows Innern — dieser ganze militärische Glanz, diese Disziplin und Ehrenbezeugungen, die Ehre und Uniform und die ganze Kriegswissenschaft — alles das gründet sich darauf, daß die Menschheit das „Ich-will-nicht!“ entweder nicht zu sagen versteht, oder nicht zu sagen wagt, oder es nicht sagen will.“

„Was ist denn eigentlich dieses ganze lästige-komplizierte militärische System? Gar nichts, ein hohler Zauber, ein Bau, der in der Luft hängt, nicht einmal nicht auf den drei kurzen Worten „Ich will nicht“ gegründet, sondern nur darauf, daß diese Worte aus irgend einem Grunde bis jetzt von den Menschen nicht ausgesprochen sind. Mein Ich wird niemals sagen: Ich will nicht essen, ich will nicht atmen, ich will nicht sehen; wenn man ihm aber vor schlägt, zu sterben, so wird es sicherlich unwillkürlich sagen — ich will nicht. Was ist denn also der Krieg mit seinem unvermeidlichen Sterben, und die ganze Kriegskunst, die uns die besten Tötungsmethoden lehrt? Ein Weltirrtum? Verblendung?“

(Fortsetzung folgt.)

Die 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte

wurde am 20. September mit einer allgemeinen Sitzung, das ist etwa einer öffentlichen Versammlung aller Teilnehmer, geschlossen. In den Abteilungsitzungen finden die Aussprachen und wissenschaftlichen Erörterungen zwischen den engeren Fachgenossen statt. Wenn hier auch vieles allgemein Interessierende verhandelt wird — wir erwähnen nur Waldverholungsstätten, Strafvollzugsfähigkeit — so verbietet sich eine Berichterstattung allein schon durch die Fülle; existieren doch 30 Abteilungen, in denen nicht weniger als 681 Vorträge gehalten wurden, an die sich zum Teil recht lebhaft Diskussionen schlossen.

Das große Interesse, das weitere Schichten an der Naturforscher-Versammlung nehmen, beruht auf den allgemeinen Sitzungen, durch welche der Zusammenhang der verschiedenen Zweige gewahrt und vor allem das Verständnis für die sich ständig entwickelnde und fortschreitende Wissenschaft und die sich weiter ausbildenden Anschauungen in ihr auch einem größeren Publikum nahegeführt werden soll.

Leider scheinen die Vortragenden in den allgemeinen Sitzungen von Jahr zu Jahr weniger sich dieser Aufgabe bewußt zu werden. Es wird immer allgemeiner Sitte oder vielmehr Anstöße bei diesen Sitzungen der Naturforscher, daß der betreffende Vortragende seinen Vortrag fein säuberlich als wissenschaftliche oder populärwissenschaftliche Abhandlung ausarbeitet und dann in der Versammlung einfach — vorliest. Daß hierbei die lebendige Wirkung des Vortrages vollständig verloren gehen muß, daß irgend welche Beziehung zwischen Vortragendem und Zuhörern sich nicht bilden kann, daß er niemals der Wirkung seiner Worte sich bewußt wird und sie bei mangelndem Verständnis der Hörer abändert, einen einmal ausgesprochenen Gedanken wiederholt und erläutert, liegt auf der Hand. Zum Vorlesen von Abhandlungen braucht man nicht den Apparat einer Naturforscher-Versammlung, die kann man den Teilnehmern gebracht zufinden, denn das langsame Durchlesen und Durchdenken ist fruchtbarer, als ein Zuhören bei recht schnellem Vorlesen.

Die gerügten Mängel traten bei der diesjährigen Tagung der Naturforscher, besonders bei der letzten allgemeinen Sitzung am Freitag, in erschreckendem Maße zutage. Zunächst war schon das Programm ganz ungeschickt aufgestellt: Nicht weniger als vier Vorträge waren auf die Tagesordnung gesetzt, Prof. Molisch: „Ueber Lichtentwicklung in den Pflanzen“, Prof. Würd: „Ueber die Veri-Veri-Krankheit“, Dr. Reisser: „Individualität und Psychose“, Ingenieur Zimmer: „Mechanik der Entwicklung der tierischen Lebewesen“. Welcher normale Mensch soll denn das aushalten, welches normal funktionierende Gehirn vier wissenschaftliche Vorträge hintereinander mitdenkend anhören?

Aber damit noch nicht genug. Am Mittwoch in einer Gesamtsitzung der medizinischen Gruppen, in welcher die Frage der Vererbung erörtert werden sollte, hatten die Referenten statt einer kurzen Grundlage für die Diskussion ebenfalls lange wissenschaftliche Abhandlungen vorgelesen; deshalb war man dort so vernünftig, um 1/2 Uhr die Sitzung zu schließen, ohne den letzten Referenten zu Worte kommen zu lassen, — und nun verlegte man sein Referat auch noch auf die allgemeine Sitzung am Freitag. Die Sitzung begann also um 10 Uhr mit der Vorlesung des Prof. Patschei über eine neue Theorie der Vererbung.

Der Erfolg, vielmehr Mißerfolg konnte nicht ausbleiben. Von den rund 2000 Teilnehmern an der Versammlung hatte sich um 10 Uhr etwa ein Drittel eingefunden; als um 2 Uhr der vierte Referent, Dr. Reisser, der den Mißbrauch am weitesten trieb, — er las fast zwei volle Stunden vor — endlich endigte, waren kaum noch hundert Zuhörer anwesend, und der größere Teil von diesen floh entsetzt, als nun noch der fünfte Referent die Rednertribüne betrat; derselbe begann seine Vorlesung vor 30 bis 40 Personen und soll, wie mit berichtet wurde, — ich selbst gehörte zu den fliehenden — gegen 4 Uhr vor sage und schreibe neun Personen geschlossen haben.

Der einzige Vortragende, der seine Aufgabe richtig auffaßte und in freiem Vortrage eine kurze, anregende Einführung in das betreffende Forschungsgebiet gab, war Prof. Molisch aus Prag, der über Lichtentwicklung in den Pflanzen sprach. Sie ist in der Natur außerordentlich verbreitet; wir kennen zwar nur etwa 30 verschiedene Bakterien und etwa halb so viel andere Pilze, eine verschwindende Anzahl im Vergleich zu sämtlichen Pflanzenarten, aber sie gehören zu den verbreitetsten Pflanzen und finden sich in unserer nächsten Nähe, in Eistellern, Schlachthäusern, Möbelhallen und so weiter; das Leuchten des Fleisches, das vor noch nicht langer Zeit als eine besondere Seltenheit hingestellt wurde, ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung.

Interessant ist auch die Tatsache, daß die verwesenden Blätter verschiedener Pflanzen im Dunkeln leuchten. Molisch beobachtete dies zuerst auf seinen Wanderungen in den Tropen, besonders in Java; er fand aber später, daß auch in unserem heimischen Walde in Mitteleuropa zur Sommerzeit das abgefallene Laub, besonders Buchen- und Eichenblätter, zur Nachtzeit leuchten, weil ihre Verwesung durch einen Leuchtpilz bedingt ist.

Herbeigebacht wird das Leuchten durch eine Substanz, welche die Pflanzen bilden, das sog. Photogen (Lichterzeuger), das man vielleicht auch aus den Pflanzenzellen wird abschneiden und außerhalb derselben zum Leuchten vor bringen können. Das Licht des Photogens wirkt auf die photographische Platte, schon nach einer Drittel Sekunde konnte Molisch bei einer von ihm entdeckten stark leuchtenden Pilzart solche Wirkung nachweisen; auch kann dieses Licht trotz seiner geringen Intensität Heliotropismus (die Eigenschaft von Pflanzen sich dem Lichte zuzuwenden) hervorrufen, und es ist interessant zu beobachten, wie ein Leuchtpilz eine andere Pflanze zwingt, auf ihn zuzuwachsen; dagegen wirkt dieses Licht nicht auf die Bildung des Chlorophylls (des grünen Farbstoffs der Pflanzen) ein, und ebenso sind die neu entdeckten geheimnisvollen Strahlenarten in ihm nicht vorhanden.

Man kann noch die Frage aufwerfen, ob die Pflanze irgend welchen Nutzen von ihrem Leuchten hat, wie es bei den leuchtenden Tieren ungewisselhaft der Fall ist. Es scheint nicht der Fall zu sein. Das Tier leuchtet zumeist nur auf ganz kurze Zeit auf, blitz- oder explosionsartig, und zwar in Reaktion auf äußere Reize, die Pflanze hingegen leuchtet andauernd, tage-, wochen-, monatelang, ja, bei reichlicher Nahrungszufuhr selbst länger als ein Jahr. Das Leuchten scheint sich bei ihr lediglich als eine Folge des Stoffwechsels zu ergeben. In letzter Instanz stammt es natürlich, wie alle irdische Energie, von der Sonne; die grüne Pflanze nimmt mit ihren mitotopisch kleinen Reduktionslaboratorien, mit den Chlorophyllkörnern, Energie der Sonnenstrahlung auf, die sie ver wandelt und in ihrem Leuchten wieder von sich strahlt.

Von dem Inhalt der übrigen Vorträge wollen wir nur erwähnen, daß Wimmer in der Entwicklung des tierischen Bewegungsorganismus eine Stufenreihe erblickt, die für die Aufklärung der Deszendenz der tierischen Lebewesen von besonderer Wichtigkeit ist sowie, daß Prof. Würd es für sicher hält, daß die Veri-Veri-Krankheit nicht durch irgend einen spezifischen Erreger, einen tierischen oder pflanzlichen Mikro-Organismus verursacht wird, sondern durch ein unbestimmtes Gift.

Sehr interessant ist die Abhandlung Reissers über Individualität und Psychose; an der Hand der sogenannten Affektivepsychosen (Melancholie, Manie, chronische Paranoia oder Verirrtheit) weist er nach, wie diese Krankheiten durchaus nicht einer bestimmten Charakteranlage entsprechen, sondern das Bild der von der Krankheit befallenen Persönlichkeit vollständig verändern; es kann gar keine Rede davon sein, daß diese Krankheitszustände nur krankhafte Steigerungen schon vorhandener Charakteranlagen darstellen.

Nach dem, was wir anfangs ausgeführt, ist klar, daß im ganzen betrachtet, die allgemeinen Sitzungen der diesjährigen Tagung der Naturforscher als ein Mißerfolg zu bezeichnen sind, und daß die veranstaltende Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte sehr ernstlich an die Befestigung der gerügten Mißstände denken muß, wenn sie die Bedeutung ihrer Tagungen nicht herabgedrückt sehen will.

Von den Abteilungen kann man daselbe nicht sagen; hier soll ja eine streng wissenschaftliche Aussprache zwischen Fachgenossen erfolgen, und dies ist in Meran in ausgiebiger und fruchtbarer Weise geschehen. Daß unter den fast 700 gehaltenen Vorträgen sich manches minderwertige findet, ist ja selbstverständlich, aber der Nutzen der persönlichen Aussprache bleibt doch bestehen. In der physikalischen Abteilung z. B., deren Sitzungen ich bewohnte, sind ganz hervorragende Leistungen besprochen worden, und sehr wertvoll war die Aussprache mit dem berühmten französischen Physiker Becquerel, dem Entdecker und Erforscher verschiedener neuer Strahlenarten. Aus anderen naturwissenschaftlichen und medizinischen Abteilungen wird ähnliches berichtet; ganz besonders ist hier die Abteilung für

gerichtliche Medizin zu nennen. Nicht nur die Vorträge und ihre Diskussion waren wichtig und fördernd — wir erwähnen nur Dr. Leppmann, Berlin: „Ueber Strafvollzugsfähigkeit“ und Prof. Puppe, Königsberg: „Ueber die Behandlung jugendlicher Verbrecher“ —, sondern ein hervorragendes wichtiges Ereignis ist die Gründung der „Deutschen Gesellschaft für gerichtliche Medizin“, welche in dieser Abteilung vollzogen wurde. Die neue Gesellschaft will den Aerzten den entscheidenden Einfluß in unserer Strafrechtspflege erringen, der ihnen gebührt, wenn man nicht Kranke als Verbrecher, und kranke Verbrecher auch als kranke Menschen behandeln will. — Dr. B. Borchardt.

Kleines Feuilleton.

eg. Ein Spötter. Onkel Joseph wollte auf der Treppe schon wieder umkehren, als er das Klavierspiel hörte, das aus der Wohnung des Rechnungsrats drang. Dann zog er doch die Klingel, während er dachte: ich werde sie schon zum Aufhören kriegen. Anna nämlich, die klimpernde Tochter des Rates.

Im „Salon“ — einem kleinen herausgeputzten Zimmer — brannte der Kronleuchter. Auf dem Tische stand eine geleerte Weinflasche nebst vier Gläsern. Anna spielte so begeistert, daß sie den Eintritt ihres Onkels zunächst nicht bemerkte. Der alte Rat grüßte ihn mit feuchten Augen. Frau Rat mit feuchten Augen und einem seligen Lächeln. Und ein junger Mann, den Onkel Joseph hier schon früher zuweilen gesehen hatte, machte eine stolze, stumme Verbeugung; er hielt einen Zylinderhut in der Hand und knöpfte an seinen Glacés.

„Gerrsch!“ Onkel Josephs Blick überflog die feierliche Versammlung. „Wie Weihnachten!“

„Ja, Joseph! Wie Weihnachten!“ Der alte Rat drückte ihm die Hände.

„Pst!“ Der junge Mann wandte sich mit strenger Miene um. „Er hat ganz recht.“ sagte Frau Rat.

Nur Onkel Joseph war verwundert: „Hat der auch was zu sagen hier? Habt Ihr 'ne Andacht?“

„Weihnacht.“ Frau Rat nickte viel sagend. „Es ist uns ein großes Glück beschert worden, Joseph.“

„Auf die Versicherung bin ich wirklich neugierig.“

„Höre nur auf, Anna.“ mahnte verstimmt Herr Knofel, der junge Mann, und trat — Anna hörte nicht auf — zu Onkel Joseph mit einem nervös beleidigten Lächeln: „O, es ist weiter nichts, Herr Briese. Nur, daß ich mich mit Anna verlobt habe.“

„Ja, denke Dir nur!“ sagte der Rechnungsrat mit glückseligem Gesicht.

„Ich denke.“ Onkel Joseph hielt sich die Ohren zu. „Aber ich könnte noch besser denken, wenn der Topf dort“ — er wies auf's Klavier — „einen Deckel kriegt.“

„Es ist nur der Hochzeitmarsch aus „Lohengrin“, unterrichtetete mit mitleidigem Lächeln der Bräutigam. „Höre nur auf, Mädchen, Musik ist nur für musikalische Ohren.“

„Ich bin 'n alter Mann.“ hat Onkel Joseph um Entschuldigung. „Sie müssen es mir nicht zu hoch anrechnen, Herr Knofel. — Der eine Knopf an Ihrem Handschuh ist noch offen.“

„Danke“, erwiderte Herr Knofel. „Trotzdem es nicht die billigsten sind.“

Anna saß noch mit hintenübergelegtem Kopfe, die Hände auf den Tasten, und schien zu schlafeln.

„Wie hübsch sie ist,“ flüsterte Frau Rat dem Bräutigam zu.

„Als ob sie den Haupttreffer mit der Prämie in der preussischen Lotterie gewonnen hätte,“ lallulierte Onkel Joseph.

In diesem Augenblicke sprang Anna auf, umhastete ihren Onkel und rief: „Denke Dir nur, ich hab mich verlobt!“ Herr Knofel hat bei Papa und Mama um meine Hand angehalten.“

„Du bist immer eine gehorsame Tochter gewesen.“

„Mein Herz ist im Spiel!“

Herr Knofel drückte ihr die Hand. „Mich ruft mein Dienst, Geliebte.“

„Noch fünf Minuten!“ hat Anna.

„Schöner kann's im Theater auch nicht sein,“ flüsterte Joseph.

„Dienst ist Dienst, liebes Kind.“ Herr Knofel entsagte für den Augenblick. „In der Hinsicht —“

„Sie haben recht, junger Freund.“ Der Rat schüttelte ihm die Hand. „Greifen Sie von vornherein durch! Pünktlichkeit ziert den Beamten.“

„Es schadet sonst auch der Karriere, wissen Sie?“ Herr Knofel sah ihn wichtig an.

„Gewöhne Dich, Nemmen.“ riet mitleidig die Mama. „Es ist das Los der Frauen auf der Erde, ihr Glück hinter die großen Pflichten des Mannes zurückgesetzt zu sehen.“

„Du.“ Onkel Joseph meldete sich, „sag das noch mal.“

Man beachtete ihn nicht. Herr Knofel verabschiedete sich und spendete Onkel Joseph als letztem nur ein lächles Nicken des stark vomadißierten Hauptes. Anna hing sich in seinen Arm und begleitete ihn bis zur Treppe. Frau Rat ging hinterher als Ehrentwache. —

„Ja,“ der Rat wanderte leise lachend einmal auf und ab und ließ sich dann in einen Sessel fallen. „Soweit wären wir nun glück-

lich. Und wenn die Hochzeit vorüber ist — in acht Wochen —, dann bin ich sozusagen am Ende meiner Lebensaufgabe.“

„Du Glücklicher!“

Frau Rat trat ein und rief triumphierend: „So etwas hast Du nicht erwartet, Joseph!“

„Doch. Seit Ihr Fritz, den guten Jungen, habt abblitzen lassen.“

„Die Frau eines Armenarztes!“ Ein hochmütiges Achselzucken. „Er hat's heute noch nicht überwunden — törichterweise. Onkel Joseph drehte gedankenvoll seinen Hut. „Aber es ist ganz famos so. Das wird ihn heilen.“

Anna stand in der Tür. Blutröt. Dann kam sie näher, unsicher, tastend: „Gefällt er Dir nicht, Onkelchen?“

„Herr Knofel? hm! Wenn ich mich recht erimmere, namtest Du ihn früher einmal — wie war's doch — eine Figur vom Rastenball.“

Anna setzte sich mit rotem Kopf an's Klavier.

„Er ist von der höheren Postkarriere,“ bemerkte die Mama. „Pensionsberechtigt natürlich.“

„Anna wandte sich gereizt: „Er braucht gar keine Pension.“

„Er hat kürzlich eine alte Tante beerbt,“ lächelte der Rat.

„Die Moos angefehrt hatte?“

„Viel Moos. Hahaha!“

„Er kann die Hälfte seines Gehaltes auf die Wohnungsmiete anwenden. Morgen gehen wir auf die Suche“, sagte Frau Rat.

„Ich krieg' ein blaues Voudoir!“ rief Anna. „Ein blaues Voudoir, einen rosa Salon und ein Schlafzimmer ganz in Weiß.“

„Diners will er auch geben“, warf der Rat ein.

„Seinen Vorgesetzten?“

„Den Briefträgern wohl nicht!“ Mama wurde schroff.

„Hör mal, alter Junge“, lachte der Rat, „verdirb's nicht mit der Schwiegermutter. Sie kriegt womöglich die Schlüssel zum Weinkeller. Ich hoffe gelegentlich auf ein gutes Glas. — Ach!“ er stand auf, wenn Du wühlst, wie leicht mir ist. Das kann nur ein Vater fühlen. Allenfalls noch die Mutter.“

„Ich hatte keine Sorge,“ behauptete die Mäim. „Aber ich mach' sie eine Hochzeitsreise nach Italien. Ich soll nachkommen.“

„Was hast Du eigentlich an ihm auszusehen, Onkel Joseph?“

Anna verjuchte sich zu wundern. „Er ist doch so — so — tabellos eigentlich.“

„Geylättet — mit einem Wort,“ sagte Onkel Joseph.

„Ich bin sehr glücklich, Du darfst es glauben,“ beteuerte Anna und schlang einen Arm um seinen Hals. „Hörche mal, wie mein Herz geht.“

„Wahrhaftig. Tid sagt's — ein blaues Voudoir, tad — ein weißes Schlafzimmer, tid — ein Rosa-Salon, tad — eine Italienreise, tid —“

„Pst!“ Anna stieß ihn von sich und flüchtete weinend in die Arme der Mutter.

„Mein armes Kind!“ Sie streichelte der Tochter das Haar. „Laß ihn doch schlafen, den alten Onkel. Ein Barbar bist Du, Joseph! Verdirbt die ganze Stimmung im Hause. Hast Du jemals geliebt? Nein! Wie der Frost bist Du — ja, wie der Frost auf — auf junge, liebliche Blüten.“ Sie weinte auch und entfernte sich mit Anna.

Der Rat nickte vortourtsvoll: „Sie hat recht, Joseph. Von der Liebe und solchen Dingen verstehst Du nichts. Kannst nichts dafür — nein. Bist einmal so'n frostiger, kalter Charakter. Ich bemitleide Dich, Joseph! Die herrlichsten Erhebungen des Menschenergens gehen Dir verloren. Ja! Nimm's nicht übel. Du bist zu eifrig — ein Spötter. Ein ganz prächtiger Kerl sonst, aber — kein Herz! Nein, ein Herz hast Du nicht!“

Joseph machte ein merkwürdiges Gesicht, atmete tief auf und nahm seinen Hut: „Geburtsfehler, weißt Du. Dagegen läßt sich nichts machen. Jetzt fällt mir übrigens auch ein, wie Deine Tochter früher den Knofel nannte: ein Harlekin ist's, sagte sie — ein Zagle. Damals lebte seine Tante noch.“

hl. An der Grenze Persiens. Von unsäglichen Mühen und Beschwerden und vielen Leiden berichtet eine englische Mission unter Oberst A. G. Mac Mahon, die 2½ Jahre zur Festsetzung der Grenze zwischen dem persischen und afghanischen Gebiet in Seistan zugebracht hat und jetzt nach England zurückgekehrt ist. Fünfzig Mitglieder der Mission starben, wie in englischen Blättern berichtet wird, teils infolge von Hitze und Durst, teils durch Erfrieren, Ertrinken und Tollwut, und fast 500 Kamel und 120 Pferde gingen zugrunde. Die Mission bestand aus elf britischen Offizieren, einem großen Stab Sachverständiger für Vermessung und Bewässerung einer Eskorte von 200 eingeborenen Infanteristen, 50 Kavalleristen mit einem großen Bedarf an Transportmitteln, darunter das 58. Kamelkorps. Als Basis diente Quetta, von dem alle Vorräte, außer Getreide und Futter und wenigen an Ort und Stelle erhältlichen Waren, einen Weg von fast 500 englischen Meilen über eine fast wasserlose Wüste gebracht werden mußten. Zu dem Marsche über das unbewohnte wasserlose Land zwischen Quetta und Seistan wurden fünf Wochen gebraucht, wobei drei Menschen und eine Anzahl Tiere erfroren. Das Lager wurde in Anhal aufgeschlagen, einem kahlen, wüsten, vom Winde besperrigen Ort, in dem außergewöhnliche Kälte und Hitze miteinander abwechselten; hier blieb die Mission 2½ Sommer. Die höchste Sommertemperatur betrug 49 Grad Celsius im Schatten, und auf dem Rückwege im Mai und Juni

stieg die Hitze sogar auf 50 Grad Celsius, sodaß ein Mann und viele Tiere starben. Die Abgrenzungsarbeit war sehr schwer. Südlich des Hilmend lief die Linie auf 90 Meilen durch eine völlig wasserlose Wüste, in der die Pfeiler bauenden Parteien sechs Wochen zubringen mußten; das Wasser, das sie gebrauchten, mußte ihnen aus weiter Entfernung gebracht werden. Nördlich von diesem Gebiet lief die Grenze durch Uberschwemmungsgebiet, in dem massive Pfeiler gebaut werden mußten; die letzten 20 Meilen liefen durch die wasserlosen Gletscherabhänge des Sia Koh-Berges. Die Abgrenzung war Ende des vorigen Jahres zu Ende geführt. Ein tragisches Ende fand ein indischer Feldmesser, der in der nie vorher besuchten oder vermessenen Wüste Dacht-i-Margo beschäftigt war. Er wagte sich zu weit vom Wasser fort, konnte aber infolge der intensiven Hitze nicht weiter und vermochte auch nicht zurückzukehren. Er und sieben Leute bezahlten ihren Wagemut mit dem Leben. Einer seiner Leute, der den Feldmesser sterben sah, wollte die Karte retten, um die so viele ihr Leben verloren hatten. Er schnitt sie von dem Messisch ab und da er fühlte, daß er nicht lange bei Bewußtsein bleiben würde, band er sich die Karte um seinen Leib. Dann brach er in der Hoffnung, Wasser zu erreichen, aufs Geratewohl nach Norden auf. Vier Leute, die ihn begleiteten, brachen zusammen; er selbst besinnst sich nur darauf, daß er nachts wieder zu sich kam und fand, daß er in einer Wasserlache bei dem Krash-Fluß lag. Hier entdeckte ihn ein wandernder Afghane und trug ihn auf dem Rücken nach einem afghanischen Dorf, wo sein Leben nach sorgfältiger Pflege gerettet wurde. Die Leichen seiner verunglückten Gefährten fand man nachher in ganz mumifiziertem Zustande. Im vorigen Winter wurden die vielen Schakale Seifstans aus unbekannter Ursache toll und griffen Menschen und Tiere an. Die Krankheit verbreitete sich auch unter den Wölfen, die großen Schaden anrichteten. Vier Mitglieder der Mission wurden gebissen; einer starb an Tollwut. Ein toller Wolf griff das Kamellager an und biß 70 Kamele und ein Pferd. 48 Kamele sowie das Pferd verendeten an Tollwut. Noch eines zweiten Angriffs einer Horde toller Wölfe mußte sich das Lager erwehren. Die Bewohner Seifstans waren vom Schreck vor diesen tollen Tieren so überwältigt, daß sie fast alle Hunde töteten und nur wenige behielten, die ihnen nachts zu ihrem Schutze dienen mußten. Auch die Winde verursachten viele Leiden. Während des Sommers erreichte der „120-Tagewind“ eine Schnelligkeit bis zu siebzig Meilen in der Stunde; man konnte sich höchstens abends, wenn der Wind sich etwas mähigte, auf eine Stunde herauswagen. Die Luft war voller Staub und Salz, und man litt Schmerzen bei ihrem Wehen. Im Winter waren schreckliche Wizzards mit starker Kälte etwas Gewöhnliches. Den letzten hatte man am 29. März dieses Jahres; dabei fiel das Thermometer auf 15 Grad Celsius, und der Wind hatte eine Stärke von 120 Meilen in der Stunde. Bei diesem Unwetter wurden viele Kamele getötet; ihre Kadaver verschwanden in ungläublich kurzer Zeit, da die Bewohner Seifstans, die immer auf Fleisch erpicht sind, herbeieilten und sie schnell verzehrten. Seifstan ist von einem Ende zum anderen voll von Ruinen; wo sich keine eigentlichen Ruinen mehr befinden, bezeichnen Stüde alter Ziegel und Topfwaren die Lage noch älterer Wohnstätten. Viele Ruinen sind von imposanter Größe und bedecken oft große Landstrecken, sodaß man daraus den Schluß ziehen kann, daß das jetzt so unwirtliche Land ehemals dicht bevölkert und sehr reich war. Da viele dieser Orte wohl kaum so bald wieder von Europäern besucht werden, sind die gesammelten Daten von großem Interesse. Die Mehrzahl der zerstörten Städte ist wahrscheinlich seit 500 Jahren nicht mehr bewohnt worden.

Musik.

Zentral-Theater. Als vor einiger Zeit in mehreren deutschen Städten die redenden Künste unter dem Zeichen des sogenannten Heberbreitils standen, konnte man diesem eine gute Seite auch durch die Hoffnung abgewinnen, daß es für seine Künstler ein Durchgang zu etwas Besseren sein werde. Auch an seinen Berliner Kapellmeister Oskar Straus befestete sich diese Erwartung, berechtigt durch mehrfache günstige Eindrücke seiner Kompositionen. Nun kam es zur Probe aufs Exempel. Sie ist eine dreiaktige Operette geworden: „Zur indischen Witwe“. Die erste Aufführung fand am vergangenen Sonnabend (30. September) im Zentral-Theater statt.

Der Besitzer eines mehr oder minder großartigen Hotels in Neapel muß das Erarbeitete seiner Richtige Rita überlassen, einem aus Aberglauben, Laune u. zusammengesetzten Bauernmädchen, und gewinnt auch ihre Hand nicht. Diese gehört vielmehr vorerst einem Maler Paolo. Da dieser jedoch ihrem Eigenthum den feingigen entgegensetzt, schafft ihr ein „bengalischer“ Gauller, Professor Muradar, Ertrag in einem entzauberten indischen Prinzen. Der ist ihr aber nun wieder zu automatisch. Schließlich hängt sie sich an Muradar selber, einen Jugendfreund des Paolo. Dieser selbst ist es, den jener als Prinz vorgeführt hat, und dabei verliebt er sich in eine „Wajadere“. Der Onkel bekommt eine indische Witwe, und nach ihr wird nur das Hotel benannt, das nun Rita eröffnen will. Dazwischen wird mit den Weinen und mit Kalauern herumgehopt.

Für den Text zeichnen zwei, für die Musik auffallenderweise nur einer. Sie erhebt sich kaum an einer einzigen Stelle (Nitas Gesang, wie ihr künftiger Mann sein soll) zu der — sozusagen — Höhe des seinerzeit vielberufenen „Luftigen Ehemanns“ von

D. Strauß; an einigen anderen Punkten entfaltet sie ein Geschick, so auszuweichen, als wäre sie etwas Besonderes. Im übrigen begehrt das Gesamtwerk sogar das hier am wenigsten zu erwartende Ungeschick, das schlimmste von allen: langweilig zu sein. Nicht einmal das dortige Publikum war ganz zufrieden; was viel sagen will.

Die Gelegenheit, Künstler zu bedauern, daß sie unter ihrem Niveau arbeiten müssen, war wieder reichlich gegeben. Alma Saccar erinnerte uns in der weiblichen Hauptrolle an ihre guten Leistungen in dem traurig entschlafenen „Nationaltheater“, wenn auch ihre Gesangskunst hier etwas vermindert schien. Die zwei Zunderinnen wurden von zwei uns noch unbekanntem Sängerinnen gegeben: Hanna Simon und Poldi Szalolczay; diese eine anmutige Spielerin, jene eine Sängerin, die verdient, daß man sie in einer gewichtigeren Rolle beurteilen möchte. Neben den bereits bekannten Sängern und Spielern jenes Theaters ist als neu und als annehmbar Herr Rudolf Senius in der „bengalischen“ Rolle zu nennen. —

Berliner Volkshor. Joseph Haydn erscheint als eines der wenigen musikalischen und überhaupt künstlerischen Genies, die sich nicht in Widerspruch zu ihrer Zeit gesetzt haben. Vielleicht ist dies mit ein Grund, daß er heute hinter andere von unseren musikalischen Klassikern zurückgesetzt wird, beispielsweise noch immer nicht in einer Gesamtausgabe vorgeführt ist. Um so verdienstlicher ist das Unternehmen des Berliner Volkshores, ihm einen eigenen Abend zu widmen. Die ungünstigen Verhältnisse, unter denen dieser vorgestern (Sonntag) im „Gewerkschaftshaus“ stattfand, und deren Vermeidung für solche Konzerte recht sehr zu wünschen ist, ließen uns nur die Hälfte des Programms genießen. Doch schon dies zeigte einen guten Gesamtgeist und bei mehreren der Mitwirkenden wertvolle Einzelleistungen, neben denen allerdings auch weniger Wertvolles stand — so würden sich z. B. die Stücke für Violoncello mit Klavier doch wohl lebendiger spielen lassen. Eine besonders glückliche Wahl waren einige der „schottischen Lieder“, mit Begleitung eines Instrumentaltrios. Chorgesänge, für damals kunstvoll gesetzt, zeigten die treffliche Schulung des Chores, bei der uns namentlich die Abwesenheit von Forcierung der Stimmen gut auffiel.

Gemäß dem instruktiven Charakter dieser Veranstaltung ging der Musik ein Vortrag über den Komponisten voraus. Herr Walter Fischer gab da ein gut gerundetes Lebensbild, ausgehend von der oben vorangestellten Charakterisierung Haydns. Sie treibt allerdings zu der Annahme, daß das für uns neue an diesem Meister im Kerne bereits vorhanden war, also bei einem oder mehreren Vorgängern zu suchen ist. Daß einer von diesen Johann Stamitz war, und daß auch das Streichquartett nicht so unvermittelt aus Haydns Geist entsprang, wie der Vortragende meinte, würden wir allerdings gern als Bervollständigung jenes Vortrages gehört haben; wie wir andererseits auf eine endliche Einführung von J. Stamitz in das Konzertrepertoire bereits mit Spannung warten. —

Notizen.

— Hermann Sudermanns neues Schauspiel „Stein unter Steinen“ geht am nächsten Sonnabend im Lessing-Theater zum erstenmal in Szene. —

— Erfolg hatten bei der Aufführung: Der erste Teil von Strindbergs Doppel драма „Totentanz“ im Alten Stadt-Theater zu Köln, „Die Sünde Davids“, Schauspiel von Stephen Phillips, im Düsseldorfer Stadttheater. —

— Erworben wurde vom Karlsruher Hoftheater die einkaktige Oper „Der fahrende Schüler“ von Edgar Jstel. —

c. Nach einer neuerdings aufgestellten Statistik gibt es in Paris 101 Theater, darunter die vier staatlich unterstützten Theater, 46 andere Theater, 46 Konzerträume und Café-Konzerts und vier große Zirkusgebäude. —

— Der dritte Kunstlerziehungstag findet am 13., 14. und 15. Oktober in Hamburg statt. —

— Architekten-Honorar. Varrat Seeling-Berlin erhält für die Erbauung des neuen Nürnberger Stadttheaters 186 000 M., 5 Proz. der Bau Summe von 3,72 Millionen. Aus dieser Summe hat der Architekt seine Bureaufkosten zu decken; seine Reisekosten werden ihm besonders vergütet. —

— Ein einfaches Verfahren, die reiche Birnenernte eines Baumes auf lange Zeit zu verteilen, beschrieb G. Voigt-Golzern im „Praktischen Ratgeber“: Man bewahrt die Früchte an verschiedenen Orten auf, die nicht die gleiche Temperatur haben, legt z. B. eine kleine Menge in die geheizte Stube, einen Teil in einen kalten Raum, einen anderen auf den Hausboden, natürlich gut zugedeckt, daß der Frost nicht schadet, und den Rest in den Keller. Herbstbirnen besonders, die man häufig so sämlich als möglich wegessen muß, weil sie sonst teigig und ungenießbar werden, habe ich so acht Wochen hingehalten. Winterbirnen soll man nicht sobald ins warme Zimmer bringen, sondern erst, wenn ihre Zeit kommt. Sie wellen sonst stets. Dann aber lege man allmählich die Birnen, sobald sie eine weißliche Färbung annehmen, in ein Schubfach in der geheizten Stube, sie werden bald genussreif. —